



Und ich hatte mich doch
so gut vorbereitet!

**Sozialpsychologische Aspekte
des Unterrichtens**

Werner Lohmann



Foto: Guido Reith

Thomas Mann war sicherlich kein Sozialpsychologe im üblichen Verständnis. Eine seiner viel zitierten Äußerungen weist ihn aber als Kundigen auf diesem Gebiet aus: „Der Irrtum, dass Menschen sich verstehen, nur weil sie die gleichen Worte gebrauchen, ist sehr verbreitet.“ Nun mag man denken: „Das kann ja stimmen – aber was hat das mit Instrumentalunterricht zu tun?“ Die Antwort ist eindeutig: ganz viel!

Der Titel dieses Beitrags deutet es schon an: Da hat eine Lehrerin sich mit ebenso viel Mühe wie Engagement auf den Unterricht vorbereitet, sie ist bestens präpariert, hat ihre fachlichen Kenntnisse noch einmal aktualisiert, hat alle Schritte präzise geplant, alle Ziele stimmig formuliert – und dann entwickelt sich die Stunde genau zum Gegenteil dessen, was sie erwartet hat: Von Anfang an läuft nichts so wie geplant, die eigene Motivation sinkt von Minute zu Minute und am Ende sind Lehrerin und Schüler heilfroh, dass die Unterrichtszeit vorüber ist. Wie kann es zu einer solchen Entwicklung kommen, was ist geschehen? Offenbar etwas, dessen Ursachen außerhalb der fachlichen Kompetenz der Lehrerin liegen und das

sich sozusagen auf einer zweiten, nicht-fachlichen Ebene zwischen den handelnden Personen abspielt – sei es mit einem einzelnen Schüler, sei es mit einer Gruppe.

Zum Verständnis der Situation eines Lehrers ist es vielleicht hilfreich, zunächst einen Blick zurück in den Alltag des Studiums zu werfen. Hatte der Studierende Glück, konnte er einen Überaum – eine „Übezelle“ – bekommen. Dann war er über Stunden in dieser Zelle (die Bezeichnung erscheint mir aus der einschlägigen Kenntnis der Überäume in etlichen Musikhochschulen durchaus angemessen) mit sich alleine, als Gegenüber höchstens sein eigenes Konterfei im Spiegel. Sich freiwillig regelmäßig einer solchen Situation auszusetzen, mag Musikstudierenden normal erscheinen, aus psychologischer Sicht ist dies durchaus eine sehr ungewöhnliche Form des Verhaltens (die bisweilen nicht ohne Folgen bleibt). In der Unterrichtssituation nach Abschluss des Studiums gibt es dann aber permanente Interaktionen, der überwiegende Selbstbezug wird zum „du und ich“ oder zum „ihr und ich“. Plötzlich werden Kompetenzen benötigt, die mit den (umfassend erlernten) fachlichen Qualifikationen wenig zu tun haben.

Wie werden zukünftige Musikschullehrkräfte auf diese Situation vorbereitet? Wie viel wissen sie über die Interaktionen, über die „Spielregeln“ des Kommunizierens mit anderen? Wurde ihnen vermittelt, dass soziale Wahrnehmung ganz anderen Gesetzen folgt als den physikalischen? Im Folgenden möchte ich einige sozialpsychologische Themenbereiche und Forschungsergebnisse kurz vorstellen, von denen ich überzeugt bin, dass eine zumindest grundlegende Kenntnis für einen erfolgreichen Instrumentalunterricht unverzichtbar ist.

VERBALE UND NONVERBALE KOMMUNIKATION

In der Kommunikationsforschung ist das Problem des Verhältnisses von fachlichen zu sozialpsychologischen Kenntnissen seit Längerem Gegenstand der Diskussion. „Für das Thema ‚Wie gehe ich mit mir selbst und anderen um?‘ wird kaum eine Schulstunde reserviert. Dagegen werden fachliche Themen bis ins feinste Detail erörtert.“¹ Und doch findet in jedem Augenblick der Unterrichtssituation Kommunikation statt. „Man kann nicht nicht kommunizieren“ – so lautet das 1. Axiom von Paul Watzlawick.² Was bedeutet das? Nehmen wir eine konkrete Unterrichtssituation: Der Lehrer – um ei-

nen demokratischen Unterrichtsstil bemüht – fragt die Schülerin: „Möchtest du erst die Etüde in A-Dur einstudieren oder erst die in Es-Dur?“ Die Schülerin schaut im Raum umher, aus dem Fenster, antwortet nicht. Aber ihr Schweigen ist beredt, ebenso beredt wie eine verbale Antwort, die sie sich vielleicht nicht zu formulieren traut. Sie könnte lauten: „Nicht schon wieder Etüden! Warum können wir nicht mal was anderes machen?“ Oder: „Der Lehrer meines Freundes macht mit ihm viel spannendere Sachen!“ Oder: „Wenn ich noch eine einzige Etüde lernen muss, höre ich mit dem Unterricht auf!“

[Schüler beobachten den Lehrer oder die Lehrerin in der Unterrichtssituation zumeist sehr genau, und sie sind sensibel gegenüber einer offenkundigen Diskrepanz zwischen Denken und Reden.]

Der Lehrer entscheidet mangels verbaler Antwort: „Gut, dann machen wir erst die A-Dur, wenn es dir egal ist.“ Er hat nicht erkannt, dass die Schülerin eine nonverbale Antwort gegeben hat, die nicht mit der Entscheidung des Lehrers in Einklang zu bringen ist; er hat nicht erkannt, dass es der Schülerin überhaupt nicht egal ist, was gemacht wird. Hermann Rauhe hat, auch mit Bezug auf Watzlawick, darauf aufmerksam gemacht, „dass unsere Wahrnehmungs- und Verhaltenswirklichkeit zu 80 Prozent durch nonverbale, emotionale, seelische und körperliche Faktoren mitgeprägt wird“. Er forderte deshalb, dass der Lehrer Instrumentalunterricht nicht nur als fachliche Aufgabe betrachten darf, sondern immer auch den Persönlichkeitsaspekt im Auge behalten muss, der in jede Unterrichtssituation mit eingeht.³ Aus Sicht Watzlawicks bestimmt der Beziehungsaspekt den Inhaltsaspekt, nicht umgekehrt.⁴ Die Bedeutung der nonverbalen Kommunikation kann gar nicht zu hoch eingeschätzt werden. Wir beobachten es an jedem Wahlabend, wenn der Vertreter der Partei, die den größten Verlust erlitten hat, vor die Kamera tritt und uns erklärt, warum er eigentlich der Wahlsieger sei. Aber das Bild straft jedes seiner Worte Lügen: Die Niederlage ist an seiner Mimik, seiner Haltung, am Klang seiner Sprache deutlich abzulesen. Im Alltag begegnen wir einem Menschen, der der Letzte ist, den wir jetzt treffen möchten. „Wie schön, Sie zu

sehen!“ – man muss nur hinschauen und hinhören, um eindeutig zu erkennen, dass genau das Gegenteil gemeint ist. Sigmund Freud hat dies vortrefflich in seinen Ausführungen über die Fehlleistungen im Alltag beschrieben und analysiert.⁵ Ein schönes Beispiel einer Fehlleistung ist es laut Freud, den unerwünschten Menschen zu begrüßen mit den Worten „Auf Wiedersehen“, die viel eher den wahren Wunsch wiedergeben. Schüler beobachten den Lehrer oder die Lehrerin in der Unterrichtssituation zumeist sehr genau, und sie sind sensibel gegenüber einer offenkundigen Diskrepanz zwischen Denken bzw. Empfinden und Reden. Wenn ich einen Schüler unsympathisch finde, wird er das rasch merken. Wenn mich der Unterricht mit ihm langweilt (woran ich ganz sicher nicht unschuldig bin!), wird er das spüren. Deshalb ist es sehr wichtig, dem Schüler ein übereinstimmendes Bild des verbalen und des nonverbalen Verhaltens zu liefern. Das setzt voraus, dass wir uns erst einmal selbst darüber im Klaren werden, welche kognitiven und emotionalen Faktoren für unsere Beziehung zum Schüler besonders relevant sind und wie unsere immanente Einstellung zustande gekommen ist. Dann haben wir die Chance, Irritationen offen anzusprechen, Unbehagen zu formulieren, nach Gründen für ein Verhalten des Schülers zu fragen, das wir nicht verstehen, und so die Atmosphäre angenehmer zu gestalten. Unausgesprochene Barrieren in der Unterrichtssituation machen diese für alle Beteiligten schwer erträglich.

LEHRER – SCHÜLER: EIN ROLLENSPIEL?

Die Sozialpsychologie unterscheidet zwischen Rollenverhalten und Rollenspiel. Danach müsste man in der Unterrichtssituation eher vom Rollenverhalten der beteiligten Protagonisten sprechen: Jeder hat von sich und dem anderen eine Vorstellung, wie dieser sich im Unterricht „üblicherweise“ auführt. Insofern gibt es situationsbedingtes Rollenverhalten, das in den Interaktionen sichtbar und zumeist als angemessen wahrgenommen wird. Allerdings existiert – vor allem auf der Lehrerseite – nicht selten auch ein Rollenspiel, nämlich dann, wenn eine Lehrerin glaubt, mit ihrer Rolle sei ein ganz bestimmtes Auftreten verbunden, das eigentlich nicht das ihre, nicht für sie „typisch“ sei, das sie aber im Unterricht zeigen müsse, weil es untrennbar mit „der Lehrerrolle“ verbunden sei.

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere an einen Lehrer aus seiner Schulzeit, den er immer nur in dieser gespielten Rolle wahrgenommen hatte: Bei einer Begegnung außerhalb der Schule kannte er diesen Menschen nicht wieder – eben weil dort das Rollenspiel aus Sicht des Lehrers nicht als erforderlich angesehen wurde und er sich „ganz normal“ geben konnte. Insofern erscheint es grundsätzlich problematisch, wenn ein Lehrer oder eine Lehrerin glaubt, sich für den Unterricht eine andere Persönlichkeit geben zu müssen, also eine von ihm oder ihr selber erdachte Rolle *spielt*, statt sich wie ein Lehrer zu *verhalten*. Schülerinnen und Schüler spüren sofort, ob das Erscheinungsbild ihres Lehrers „echt“, das heißt authentisch ist, und reagieren andernfalls irritiert oder verfallen ihrerseits als Reaktion in ein Rollenspiel „der Schüler“.

Tatsächlich führen wir alle viele Rollen aus, nicht selten gleichzeitig – was dann auch schnell zu Rollenkonflikten führen kann. Nehmen wir den – hoffentlich seltenen – Fall eines frustrierten Lehrers: Er ist Angestellter der Stadt (und fühlt sich deutlich unterbezahlt); Untergebener des Schulleiters (der seines Erachtens seine besondere Leistung permanent missachtet); Gesprächspartner der Eltern (die er als das schlimmste Element seiner Berufstätigkeit empfindet) sowie Gegenüber seiner Schüler in der eigentlichen Lehrerrolle. Und dies sind nur die Hauptrollen innerhalb seines Berufsfeldes.

An einem klassischen Beispiel bezüglich der Lehrerrolle möchte ich verdeutlichen, dass *role strain*, also Spannungen innerhalb des Auslebens einer bzw. mehrerer Rollen, ein ständiges, immanentes Problem in der Unterrichtssituation darstellt. Eine Person mit einer Leitungsrolle kann diese primär aufgaben- und leistungsorientiert oder primär sozial-emotional wahrnehmen. In der Sozialpsychologie ist hier vom *task leader* bzw. vom *social leader* die Rede.⁶ Wenngleich man selten das Ausleben einer dieser Rollen in Reinform erlebt, dürfte es nicht schwer fallen, einem konkreten Lehrer überwiegend eine der beiden Rollen zuzuordnen...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 4/2008.